

Bernhard Schäfers/Wolfgang Zapf (Hrsg.)

Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands

2., erweiterte und aktualisierte Auflage

Redaktion: Bianca Lehmann/Sabina Misoch

Leske + Budrich, Opladen 2001

Sexualität

1. Konstruktion des Gegenstandes

Der Begriff „Sexualität“ und damit die moderne Vorstellung von einem einheitlichen und abgrenzbaren Phänomen entstand im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert zu Beginn der neuzeitlichen Gesellschaftsformen in Europa, zeitgleich mit dem modernen Verständnis anderer Begriffe aus dem makrosozialen Bereich wie „Gesellschaft“, „Staat“ und „Nation“, zu denen er eine Art Gegenbild darstellt, insofern Sexualität als triebgesteuerte Naturerscheinung gedacht wurde, der sich die Kräfte der Kultur gegenüberzustellen hatten, um sie unter Kontrolle zu halten. Einen wichtigen Hintergrund hierzu bildete die tief in die kulturelle Basis Europas eingesunkene Leibfeindlichkeit des Christentums. Sexualität als Begriff und Erscheinung wurde in dieser dualistischen Einteilung der Welt in gleicher Weise untergeordnet wie die Natur der Kultur, der Körper dem Geist, und im sozialen Feld die Frau dem Mann. Eine neue Formulierung und in gewisser Weise einen Höhepunkt fand diese Vorstellung im Übergang zum 20. Jahrhundert in der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Zugleich war im Weltbild Freuds eine doppeldeutige Botschaft enthalten. Zwar war

die Kanalisierung und Sublimierung von Sexualität durch Kultur notwendig, doch in Form einer „Wiederkehr des Verdrängten“ verlangten die Lustregungen des naturhaften „Es“ ihren Tribut, denen sich die zivilisierenden Kräfte des „Über-Ichs“ zwar entgegenstellen, aber sie nicht besiegen konnten. Das (bürgerliche, männliche) „Ich“, so die Botschaft Freuds, war eben nicht „Herr im Haus“.

Aus dieser Zuordnung von Sexualität zum Bereich des Natürlich-Triebhaften entstanden zwei entgegengesetzte und zugleich aufeinander angewiesene Positionen, der Diskurs der Repression und der Diskurs der Befreiung (Ariès 1984, Foucault 1977). Zum einen wird die erfolgreiche Naturbeherrschung zur Bedingung und Begleiterscheinung der Industrialisierung des 19. und 20. Jahrhunderts, und dies eben auch in der „Naturbeherrschung am Menschen“ (zur Lippe). Mit der „Erfindung“ der Sexualität als modernem Phänomen wird sie katalogisiert entlang den Unterscheidungskriterien normal/pervers, gesund/krank, legitim/illegitim, und die daraus entstehenden Kontrollideen finden Eingang z.B. in die Vorstellung von Medizin, Erziehung, Ehe und Familie, Mann und Frau. Zum anderen gelangt Sexualität durch diese Katalogisierung all-

mählich zu einem Art Anrecht auf eine eigenständige Existenz, aus der sich, zum Teil vermischt mit dem Kontrolldiskurs, zum Teil davon abgegrenzt, ein Befreiungsdiskurs entwickelt. So sind die Klassiker der im 19. Jahrhundert entstehenden *Sexualwissenschaft*, z.B. Krafft-Ebing, Kaan und Ellis, sowohl Erfinder und Verwalter des „Perversen“ in allen seinen Spielarten, als auch von aufklärerischem Gedankengut gegenüber den derart kategorisierten Erscheinungen durchdrungen. Ähnliches gilt für die Vielzahl von Körpertechniken, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Medizin, Naturkunde, Sport, Erziehung und Lebensreformbewegung entstehen und dabei auf eine klare Grenzlinie zu allem Sexuellem achten (König 1990). Man will durch die Propagierung eines „natürlichen“ Lebensstils den Körper von den „Einengungen der Zivilisation“ befreien, die bürgerliche Legitimität soll jedoch gewahrt bleiben. Als für die Erforschung der Sexualität zuständige Wissenschaften etablieren sich in dieser Phase vor allem Biologie, Medizin und Psychiatrie.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann vor allem in den 20er Jahren und nochmals verstärkt wieder ab den 60er Jahren unseres Jahrhunderts setzt sich der Befreiungsdiskurs unter dem Etikett der „sexuellen Revolution“ durch. Leitwissenschaften dieses Diskurses sind die Kultur- und Sozialwissenschaften, die die kulturelle Vielfalt zwischen wie innerhalb der Kulturen dafür nutzen, die gesellschaftliche Formung der Sexualität zu thematisieren, ohne jedoch ihre natürlichen Grundlagen in Frage zu stellen. Es ist dann paradoxerweise gerade der Erfolg des Befreiungsdiskurses, der sich an einer zunehmenden „Freisetzung“ des Sexuellen zeigt, der ihm allmählich den Boden entzieht, da dies gleichzeitig mit einer verstärkten Vergesellschaftung des Sexuellen einhergeht. Der Befreiungsdiskurs wendet sich nun vor allem gegen die „falsche“ Freiheit der „repressiven Entsublimierung“ (Marcuse), der die sexualontologische „Wahrheit des Sexuellen“ (Sigusch) entgegengesetzt wird. Die „Unwahrheit“ der Sexualität wird nun nicht mehr in ihrer Unterdrückung, sondern in ihrer gesellschaftlichen Formierung gesehen, wodurch die Utopie der

Möglichkeit einer unvergesellschafteten und „natürlichen“ Sexualität aufrecht erhalten wird.

Inzwischen ist dieser doppelte Diskurs am Ende seiner Möglichkeiten angekommen, ohne dass jedoch schon klar wäre, was sich an seine Stelle setzt bzw. welche Wissenschaften sich als Leitwissenschaften durchsetzen werden. Mögliche begriffliche Unterscheidungen werden nicht mehr als Abbild „natürlicher“ Wirklichkeiten gedacht, sondern als kulturelle bzw. wissenschaftliche (Re-)Konstruktionen, so z.B. die Unterscheidung zwischen „Sexuellem“ als körperlicher, biophysiologischer Grundlage, „Sexualität“ bzw. „Sexualitäten“ als kulturell Geformtem und „Sex“ als körperlich registrierbarem Geschehen. Von der Denaturalisierung betroffen sind gleichfalls die Vorstellungen von den Sexualsubjekten. Bislang wurde auch in den Sozialwissenschaften die Kategorie „Geschlecht“ in ihren Ausprägungen „Mann“ und „Frau“ als eine nicht weiter zu befragende Grundlage des Sexuellen angesehen. Nun werden die Kategorien selbst als soziale Konstrukte sichtbar. Dies gilt auch für die Vorstellungen zum Sexualobjekt, die in den Begriffen „Heterosexualität“ und „Homosexualität“ aufgehoben sind, mit denen ja nicht nur Verhalten beschrieben werden soll, sondern Eindeutigkeit sexueller Präferenz und darauf aufbauende Identitäten. Heterosexualität, bislang als nicht weiter zu befragende Normalität gedacht, wird genauso erklärungsbedürftig wie Homosexualität.

2. Sexualität in den Sozialwissenschaften

Von einer im engeren Sinne sozialwissenschaftlichen bzw. soziologischen Thematisierung von Sexualität lässt sich erst für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg reden, so wie in ihren Anfängen die Soziologie, bis auf Ausnahmen (Elias 1939), insgesamt dem Körper wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat oder ihn in (sozial)philosophischer Sichtweise abhandelte. Die sexualwissenschaftliche Debatte der Weimarer Republik war von Medizinern (z.B. Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld) und Psychoanalytikern (Sigmund Freud, Wilhelm Reich)

dominiert und wurde durch den Nationalsozialismus zum Stillstand gebracht bzw. durch „Rassen- und Erblehre“ ersetzt.

Den Anfang einer sozialwissenschaftlichen Erforschung der Sexualität, die den Gegenstand auch empirisch zu erfassen versuchte, machte paradoxerweise ein Biologe, der Amerikaner Alfred Kinsey, der zusammen mit einem Team von Forschern 1948 und 1953 zwei umfangreiche Untersuchungen über das sexuelle Verhalten des Mannes bzw. der Frau vorlegte. Der durchschlagende Erfolg dieser *Kinsey-Studien*, die 1964 in deutscher Übersetzung erschienen, liegt zum großen Teil darin begründet, dass sie – im Gegensatz zu den Forderungen und Behauptungen einer eher engen rechtlichen, sexualmoralischen und normativen Zeitstimmung – die faktische Ausdifferenzierung sexueller Verhaltensweisen in allen untersuchten Bevölkerungsgruppen aufwiesen.

Der erste und lange Zeit einzige Soziologe, der sich in der Bundesrepublik zu einer „Soziologie der Sexualität“ äußerte, war Helmut Schelsky (1955). Die „umgekehrten Moralpredigten“ Kinseys und der darin enthaltene „Anspruch, die normativen Bewertungen den Tatsachen anzugleichen oder wenigstens anzunähern“ (ebd.: 52), waren ein Hauptziel seiner Kritik, die sich insgesamt gegen die normative Aufweichung, die Gleichzeitigkeit von Publizierung und Psychologisierung der Sexualität und ihre Ersetzung durch Konsum wandte und statt dessen die Wichtigkeit der Einbettung von Sexualität in die gesellschaftlichen Institutionen von *Ehe* und *Familie* betonte. Ohne dass man seine Bewertungen zu teilen braucht, erscheinen aus heutiger Sicht, in gutem Abstand zum Idealismus der 60er Jahre, manche von Schelskys Prognosen durchaus passend. Zugleich fällt die Nähe dieser eher konservativen Position zur linken Zeitdiagnose auf, nur dass die „Befreiung“ von Schelsky eben nicht in der Sexualutopie, sondern innerhalb der gesellschaftlichen Institutionen gesucht bzw. gesehen wurde. Dies weist darauf hin, dass die sozialwissenschaftliche Debatte über Sexualität in die klassische Falle linker wie rechter Kulturkritik geriet. Deutlich wird dies an der von beiden Seiten gleichermaßen

geäußerten Kritik, dass Sexualität in zunehmenden Maße „geschäftsfähig“ wurde, ohne zu thematisieren, dass dies auch ein Zeichen ihrer „Kulturfähigkeit“ war und damit der Körper, seine Darstellung, Symbolisierung und die „Techniken des Körpers“ (Mauss) verstärkt zum Medium sozialer Distinktion (Bourdieu) wurden. Reflektiert diese Kritik daher ihre eigene Position im Feld kultureller Auseinandersetzungen nicht mit, so setzt sie diese kulturelle Distinktion im Feld der Wissenschaft häufig nur fort, anstatt sie zu analysieren. So finden sich in den kulturkritischen Klagen über die Sexualisierung der Warenwelt, über Narzissmus und Hedonismus ähnliche Abgrenzungen gegenüber dem „billigen“ und „rohen“ Vergnügen wie in anderen kulturellen Feldern auch (König 1990).

Die empirische Arbeit Kinseys wurde in der Bundesrepublik durch eine psychiatrisch und medizinisch orientierte *Sexualwissenschaft* aufgenommen, die vor allem um den Hamburger Mediziner Hans Giese angesiedelt war und aus der viele der in der Bundesrepublik tätigen Sexualwissenschaftler (z.B. Sigusch, Schmidt, Schorsch) hervorgegangen sind. Von der psychiatrischen Tradition her durchaus als liberal einzustufen, war es für diese Sexualwissenschaftler jedoch ein weiter Weg von der klinischen Diagnose und Therapie sexueller Perversionen zu einem sozialwissenschaftlich fundierten Verständnis der sozialen Formierung von Sexualitäten.

Diese empirisch arbeitende *Sexualwissenschaft* bekam ab den 60er Jahren Konkurrenz durch den Markt der populären „*Sexualreports*“, die mal mit Zahlen, mal in Einzeldarstellungen über Sexualität berichteten, wobei Ergebnisse aus den USA zumeist ohne weitere Problematisierung auf die Bundesrepublik übertragen wurden. Das sich darin zeigende große öffentliche Interesse an Sexualität z.B. in den Medien ließ den Eindruck entstehen, dass schon der letzte Winkel erforscht sei, was aber weder für die USA noch für die Bundesrepublik gilt, in der es bis heute keine als repräsentativ geltende Untersuchung zu Sexualität gibt, sondern nur zu Teilpopulationen, z.B. Jugendlichen und Studenten. Letztere stellen wahrscheinlich die bestuntersuchte Population überhaupt in der

BRD dar. In den USA kam es erst Ende der 80er Jahre zu einer ähnlich groß angelegten Studie wie die Kinsey Reporte (Laumann 1994), die ihre Finanzierung nur unter Schwierigkeiten gegen konservativen politischen Druck sichern konnte, obwohl sie sich nach der zunehmenden Verbreitung des Aids-Virus gesundheitspolitisch legitimieren konnte. In der Bundesrepublik wurden aufgrund des durch die Aids-Hysterie ausgelösten ordnungspolitischen Druckes ebenfalls wieder vermehrt empirische Untersuchungen initiiert, deren Wert aber zugleich wieder eingeschränkt wurde, wenn ihre sexualpolitische Zielsetzung zu sehr überwog.

Die Entwicklung der Sexualwissenschaft in der DDR bis zum Zusammenbruch des politischen Systems weist, bei allen Unterschieden aufgrund der anderen politischen Rahmenbedingungen, viele Parallelen zur Bundesrepublik auf. Auch hier wurde sie von medizinisch-psychiatrischen Ansätzen dominiert, die sich erst allmählich zu sozialwissenschaftlichen Fragestellungen vorarbeiten mussten, welche jedoch von sozialmoralischen Maximen dominiert blieben (Hohmann 1991). Auch in der DDR beschäftigte sich die Sexualforschung vorrangig mit Jugendlichen und Studenten und sah eines ihrer Hauptziele darin, dem sexualpolitischen, -rechtlichen und -pädagogischen Diskurs und den dahinter stehenden Institutionen wissenschaftliche Materialien über die „sexuelle Befindlichkeit“ der Bürger zur Verfügung zu stellen. Ebenso wie in der BRD entstand ab den 60er Jahren ein dichtes Netz von Ehe-, Erziehungs- und Sexualberatungsstellen, das in der BRD durch ein ebenso dichtes Netz von Sexläden ergänzt wurde. Während also die Kommerzialisierung auf den Westen beschränkt blieb, ließ sich ein Trend zur Psychologisierung und Pädagogisierung von Sexualität zeitgleich in der BRD wie in der DDR ausmachen.

Die in beiden politischen Systemen vorherrschende Ausrichtung der Sexualforschung auf sexualpolitische und sexualpädagogische Ziele hat, relativ unabhängig von der jeweiligen inhaltlichen politischen Orientierung, zu einer Abkoppelung von relevanten theoretischen Diskursen und einer weitgehenden Theoriearmut geführt (Ausnahme: Lautmann

1984, 1992). Aus dem Verständnis von allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen, d.h. aus Ansätzen, die Sexualität nicht ins Zentrum ihrer Betrachtung stellen, lässt sich daher oft mehr über diesen Bereich entnehmen als aus der eigentlichen sexualwissenschaftlichen Literatur.

3. Sexualität im sozialen Wandel

Von Sexualität zu reden heißt, von ihrem gesellschaftlichen Wandel zu reden. Schon für die historisch relativ kurze Zeitspanne der BRD ist dieser Wandel beachtlich. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft stand in ihren Anfängen vor enormen wirtschaftlichen Problemen und sozialen Desintegrationserscheinungen, was mit einem kulturell konservativen Klima einherging, das nicht an die Vitalität der Weimarer Republik anzuschließen vermochte, sondern die enge Weltsicht der bürgerlichen Gesellschaft im Kaiserreich fortzusetzen schien. In der wirtschaftlichen Aufbauphase der 50er und frühen 60er dominierte ein konservatives Verständnis des Verhältnisses von Mann und Frau innerhalb wie außerhalb der Ehe. Die Frau sollte möglichst unberührt in die Ehe gehen, sich in der Ehe dem Mann unterordnen, Kinder bekommen und aufziehen. Dem Mann wurden zwar vor der Ehe mehr Erfahrungen erlaubt als der Frau. Aber so wie sie sich nicht „wegwerfen“ sollte, so sollte er sich nicht „verschwenden“, vielmehr sich um sein berufliches Fortkommen und für die Möglichkeit des Aufbaus einer Familie sorgen. Die Primärtugenden der Pflicht standen im Vordergrund. Dieses Bild von Sexualität und Familie dominierte normativ und weitgehend auch faktisch die kulturell legitimen Lebensformen in der BRD bis in die Mitte der 60er Jahre.

Mit der wirtschaftlichen Konsolidierung der BRD traten die kulturellen Auseinandersetzungen wieder mehr in den Vordergrund. Vor allem getragen von der entstehenden Jugendkultur, z.B. in Studentenbewegung und Popkultur, wurde das traditionelle Verhältnis von Familie und Sexualität infrage gestellt. Eng gekoppelt mit dieser Differenzierungsbe-

wegung war die Entstehung der Sex-Industrie, die aus ihrem Schattendasein heraustreten konnte und zu einem Bestandteil der Massenkultur wurde. Im Vordergrund der sozial- und sexualwissenschaftlichen Debatte standen Schicht- bzw. Klassenunterschiede, z.B. in Form von Untersuchungen über Arbeitersexualität und Studentensexualität. Die Entwicklung von neuen Verhütungsmitteln, vor allem der „Pille“, führte zu einer Entkopplung von Sexualität und Fortpflanzung, was die Gestaltungsräume vor allem weiblicher Sexualität vergrößerte.

Nutznießer der *Bildungsreform* der 60er und 70er Jahre waren zudem nicht die vorrangig anvisierten Arbeiterkinder, sondern ebenfalls vor allem die Frauen (aus den Mittelschichten), die sich nun verstärkt auf den Arbeitsmarkt hin orientierten. Die Veränderungen bezüglich der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Familie und Beruf sowie der dazugehörigen Segregation des Arbeitsmarktes wurden kulturell und ideologisch begleitet, überformt und vorwärtsgetrieben vom entstehenden *Feminismus* in seinen verschiedenen Schattierungen. Klassegegensatz und Klassenkampf wichen Geschlechtergegensatz und Geschlechterkampf.

Die sexuelle Liberalisierung der 60er und 70er Jahre fand ihren Niederschlag in der Strafrechtsreform von 1975, die von einem Rückzug strafrechtlicher Sexualkontrolle geprägt war. Dies betraf zum einen das *Sexualstrafrecht* selber, z.B. in den Regelungen über Pornographie und Homosexualität, in der Abschaffung des Kuppeleiparagraphen und des dazugehörigen Begriffes der „Unzucht“; es zeigte sich aber auch z.B. im Familienrecht in den Regelungen zum „Ehebruch“, zur Scheidung und in der beginnenden rechtlichen Angleichung der zahlreichen werdenden „nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften“ sowie durch die Reform des § 218, durch die Abtreibungen erleichtert wurden.

Die 80er Jahre, wirtschaftlich instabiler als die 70er und politisch eher restaurativ, verstärkten dennoch die Tendenz zur Pluralisierung familialer wie nichtfamilialer Lebensformen, letztere vor allem in der Form von Alleinlebenden. Der Rückgang von Heiratszah-

len und Geburten sowie der Anstieg von Scheidungen waren ein Ausdruck davon, bei gleichzeitig gestiegenen Glückserwartungen an Beziehung, Ehe und Familie. Es entstand eine zunehmend ausdifferenzierte Freizeit- und Körperkultur, die nicht mehr wie ihre Vorgänger in der Weimarer Republik und der Nachkriegszeit auf eine sorgfältige Ausgrenzung von allem Sexuellen achtete, sondern Sexualität in einer domestizierten Form integrierte unter den Slogans von Fitness, Gesundheit, Spaß und Wohlbefinden.

Dieser Ausdifferenzierungsprozess führte dazu, dass sich bislang vor allem aufgrund ihrer Sexualität ausgegrenzte *Lebensformen* stärker öffentlich darzustellen und für ihre Rechte zu kämpfen begannen. Dies betrifft vor allem Homosexuelle beiderlei Geschlechts, wobei sich bis heute die *Frauen* aufgrund von Überschneidungen mit feministischen Gruppierungen als stärker politisiert und ideologisiert darstellen als die Männer. Nicht zuletzt das größer werdende Selbstbewusstsein von früheren Randgruppen ließ deutlich werden, dass die bislang wirksamen Frontziehungen zwischen sexuell „Repressiven“ und „Fortschrittlichen“ zu bröckeln begannen. Deutlich wurde dies an der Ende der 80er Jahre von feministischen Gruppierungen geführten Kampagne gegen (Gewalt-)Pornographie, die hierfür Verbündete im konservativen Lager fanden, aus dem heraus zugleich das Privatfernsehen gefördert wurde, durch dessen Programme medialer Sex direkten Einfluss in bundesdeutsche Wohnzimmer fand. Gleichzeitig wurde in Teilen der Lesbenszene Pornographie und der Sadomasochismus entdeckt, so wie sich insgesamt die Sex-Industrie in dem gleichen Maße ausdifferenzierte wie ihr Klientel. Die neue Unübersichtlichkeit (Habermas) hatte den Umgang mit dem Sexuellen erreicht.

Ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde die Gefahr des sich ausbreitenden *Aids*-Virus zu einem bestimmenden Faktor der Auseinandersetzungen über Sexualität. Zweierlei wurde durch die losgetretene Lawine von Forschungen und Präventionsprogrammen deutlich: Nicht mehr Moral, sondern Gesundheit war der Leitwert für die Beurteilung von Sexualität. Dadurch wurde vor allem die weitere

Pädagogisierung von Sexualität gefördert, allerdings ohne dass der öffentliche Diskurs über Sexualität in Medien, Politik, Gesundheits- und Erziehungswesen sowie in der Sex- und Vergnügungsindustrie in größerem Ausmaß Veränderungen im Sexualverhalten bewirkte. D.h. Vergnügungs-, Moral- und Gesundheitsdiskurs zeigen sich alle drei eher als Epiphänomene gegenüber den sozialstrukturellen Veränderungen in Arbeits- und Lebenswelt. Zugleich muss von den sozialen Akteuren die sich vergrößernde Kluft zwischen ihrem alltagsweltlichen Leben und Erleben und den Versprechungen und Forderungen dieser Diskurse individuell verarbeitet werden, um angesichts der suggerierten Möglichkeiten nicht andauernd der Vorstellung ausgesetzt zu sein, entweder etwas zu verpassen oder zu versagen.

Diese Ausdifferenzierung von (sexuellen) *Lebensstilen* führt nun keineswegs zu einer Auflösung des normativen Zentrums und damit der gesellschaftlichen Kontrolle von Sexualitäten insgesamt. Vielmehr lässt der Rückgang der Verbotspolitik im Sexuellen es zu einem kulturellen Phänomen werden wie anderes auch. Die Unterschiede zwischen legitim und illegitim verschwinden nicht, sie werden kleiner und feiner. Zugleich gibt es eine Ausrichtung auf ein fiktives Zentrum hin, das paradoxerweise gerade auch von den Rändern her durch die Forderung nach Gleichberechtigung und Gleichstellung aufrechterhalten wird. Verdeutlichen lässt sich dies an ehemals randständigen Lebensformen, z.B. nicht ehelichen Lebensgemeinschaften und homosexuellen Paaren, deren Lebensmodelle sich anfänglich explizit gegen die staatlich geförderten Formen herausgebildet hatten, die nun ihre wirtschaftliche und rechtliche Gleichstellung einfordern.

Diese erneute Tendenz zur *Verrechtlichung* findet sich auch in explizit die Sexualität betreffenden Bereichen, z.B. bezüglich rechtlicher Regelungen zur *Vergewaltigung* in der Ehe, zu Kindesmissbrauch und Kinderpornographie. Es vermischen sich hier der Kampf gegen altes patriarchalisch geprägtes Besitzdenken gegenüber Frauen und Kindern, demgemäß man sich lange Zeit z.B. eine Vergewaltigung der Ehefrau nicht

vorstellen wollte, mit einem sexualmoralischen Diskurs, der sich alter Klischees bedient, z.B. vom „triebhaften“ Mann und „unschuldigen“ Kind. Während es noch offen ist, ob sich die Tendenz staatlicher Institutionen, sich z.B. durch Entrechtlichung weiter aus dem Sexualleben der Bürger zurückzuziehen, weiter fortsetzt oder durch eine neue Verrechtlichung abgelöst werden wird, so wird doch deutlich, dass sich in dem derart freigelegten Raum nun eine Vielzahl von semistaatlichen und privaten Organisationen, zum Teil mit fließenden Übergängen zur Vergnügungsindustrie, zum Teil in Konkurrenz zu dieser, um Definition, Bewertung, Vermarktung und Kontrolle von Sexualität bemühen.

4. Sexualität in der empirischen Forschung

Der zugleich intime wie öffentliche Charakter von Sexualität, der das Befragte sowohl abschottet als auch den vorgefertigten Bildern der öffentlichen Meinung unterwirft, die geringe forschungstechnische und theoretische Reflexion des Zusammenhangs von Verhalten und Einstellung, die fehlende Repräsentativität und die Bevorzugung von Jugendlichen und Studenten, deren Lebensphase durch eine aufgeschobene Integration in den Arbeitsprozess charakterisiert ist, das Fehlen von Längsschnittuntersuchungen, all dies führt dazu, dass die Aussagekraft empirischer Forschung eingeschränkt bleibt.

Untersucht werden zumeist sexuelle Handlungen wie Masturbation, erster Beischlaf, verschiedene Sexualtechniken, Orgasmus usw., die dann mit den üblichen Statusmerkmalen korreliert werden, vor allem Alter, Geschlecht, Schicht, Religion, Regionalität, politische Einstellung. Wenig Berücksichtigung finden Partnerschaftsformen und -situationen sowie das soziale Umfeld.

Die Ergebnisse aus Untersuchungen zur Sexualität bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der BRD ordnen sich ein in einen allgemeinen Trend der westlichen Industrienationen in Richtung größerer „*Permissivität*“ gegenüber Sexualität, sowohl in Einstel-

lung wie Verhalten. Dieser Wandel ist besonders deutlich für die 60er und 70er Jahre nachweisbar und „lässt sich so zusammenfassen: Schichtunterschiede im sexuellen Verhalten werden geringer, der Einfluss der mit sexueller Permissivität hoch korrelierten religiösen Bindung schwindet und der (restriktive) Einfluss der Eltern auf die Sexualität ihrer Kinder lässt nach“ (Clement 1986: 17). Dieser Wandel hat sich in den 80er und 90er Jahren stabilisiert, jedoch nicht weiter zugenommen. Das Aufkommen von Aids hat hierauf kaum nennenswerten Einfluss gehabt.

Bei beiden Geschlechtern sinkt das Alter, in dem die ersten Masturbations- bzw. Koituserfahrungen gemacht werden. Am deutlichsten ist der Wandel bei den Frauen nachzuweisen. In Bezug auf Koituserfahrungen kommt es sogar zu einem „Umkippen“ des Geschlechtsunterschiedes zugunsten der Frauen“ (Clement 1986: 76), von denen Anfang der 80er Jahre 80% bis zum 20. Lebensjahr Geschlechtsverkehr hatten gegenüber 67% bei den Männern (ebd.: 44). Sexuelle Aktivität koppelt sich für beide Geschlechter sowohl in Einstellung wie im Verhalten ab von der Institution *Ehe*, d.h. voreheliche und eheliche Sexualität gleichen sich an. Die Anzahl der Sexualpartner im Lebensverlauf steigt und Treue in einer Partnerschaft spielt nicht mehr eine so große Rolle; akzeptiert wird jedoch sowohl von verheirateten wie von nicht verheirateten Paaren nur der „Seitensprung“, nicht die dauerhafte Zweitbeziehung. Es bildet sich das Muster einer Monogamie auf Zeit heraus. Homosexuelle Erfahrungen haben bei den Frauen etwas zugenommen, sind aber immer noch geringer als bei den Männern, bei denen nur eine minimale Zunahme festgestellt werden kann. In der Untersuchung von Clement (1988: 51f.) hatten 25% der männlichen und 18% der weiblichen Studenten bis zum Alter zwischen 20 und 30 Jahren homosexuelle Kontakte gehabt, wobei vor allem für die Männer ein großer Teil dieser Kontakte in den Zeitraum der Pubertät fällt. Im Jahr vor der Befragung hatten nur 5% der Männer und 4% der Frauen homosexuelle Erlebnisse. Vergrößert hat sich jedoch die allgemeine Akzeptanz von *Homosexualität*. Ähnliches gilt auch für

die Einstellungen gegenüber Masturbation. Insgesamt hat sich die Bandbreite von praktizierten *Sexualtechniken* vergrößert und die Relevanz von normativ-moralischen Bewertungen dieser Techniken verringert, so dass zunehmend von den Paaren selbst ausgehandelt wird, welche sexuellen Praktiken akzeptiert sind.

Vergleicht man die Angaben der Männer mit denen der Frauen, so lässt sich das Resultat als eine Angleichung im Verhalten interpretieren. Jungen und junge Männer erleben ihre Sexualität nicht mehr als so „dranghaft“ und verbinden sie stärker mit Liebe, Beziehung und Treue. Mädchen machen früher, häufiger und selbständiger sexuelle Erfahrungen, sind aber zugleich weniger zufrieden mit diesen Erfahrungen als früher (Schmidt 1993: 6). Dies kann als Ausdruck stärkerer sexueller Selbstbehauptung oder größerer Nüchternheit im „Geschlechterkampf“ angesehen werden. Es entspricht zugleich dem generell kritischer gewordenen Verhalten von Frauen in Beziehungen, was sich auch in einer größeren Bereitschaft zu Trennung und Scheidung zeigt, falls eine Beziehung nicht mehr als befriedigend wahrgenommen wird.

Dabei zeigt sich in Ansätzen eine gewisse Paradoxie der Veränderung. Die zunehmende Entkoppelung der Sexualität von Fortpflanzung, *Ehe* und *Familie* geht zumindest für Jugendliche einher mit einer Familialisierung von Sexualität, da die Haltung der Eltern zur Sexualität ihrer Kinder sich verändert hat. Im Vordergrund steht nicht mehr das Verbot, sondern die Duldung und Unterstützung – damit aber auch die familiäre Einbindung der jugendlichen Sexualität. Jungen wie Mädchen übernehmen zwar aufgrund der permissiveren Einstellung ihrer Eltern früher als bisher mehr Verantwortung für ihre Sexualität; zugleich unterliegt diese stärker der familiären Kommunikation und ist daher weniger als bisher ein Vehikel der Loslösung von der Herkunftsfamilie.

In der DDR ließen sich im gleichen Zeitraum ähnliche Veränderungen feststellen mit einigen wichtigen Unterschieden, die in der Struktur den Unterschieden zwischen den 70er und den 90er Jahren in der BRD entsprechen, was als „verzögerte Modernisie-

„rung“ (Schmidt) interpretiert werden kann. Beide Geschlechter waren stärker als in der BRD traditional auf Ehe und Familie, feste Partnerschaft und Kinderwunsch hin orientiert, dies trotz der relativ größeren materiellen Emanzipation der ostdeutschen Frauen, der im Westen eine kulturell weiter fortgeschrittene Emanzipation gegenübersteht.

Der wesentlichste Hintergrund aller dieser Veränderungen ist das gewandelte kulturelle Verständnis der Zweigeschlechtlichkeit, das wiederum unmittelbar zusammenhängt mit Veränderungen des Arbeitsmarktes und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und deren Auswirkungen auf Beziehungsformen, Ehe und Familie.

5. Neuere theoretische Perspektiven

In der amerikanischen sexualwissenschaftlichen Forschung finden sich interessante Versuche, auf diese Veränderungen in den westlichen Industrienationen zu reagieren (Laumann 1994). Die „Scripting“-Theorie sexueller Verhaltensweisen löst sich von dem Gedanken, dass Sexualität und Kultur bzw. Gesellschaft entgegengesetzte Kräfte seien. Sie geht vielmehr davon aus, dass Sexualität sich in kulturell vermittelten Praktiken darstellt, die auf biologischen „Instinkten“ aufbauen, aber nicht von diesen determiniert sind. Diese kulturellen Praktiken werden vielmehr in einem andauernden Akkulturationsprozess lebenslang erworben und individuell variiert. Ergänzt wird diese Sichtweise durch Marktmodelle sozialen Handelns, Netzwerk- und lebenslauforientierte Modelle.

Von einer zunehmenden *Permissivität* im Umgang mit Sexualität zu reden, bedeutet, dass Gestaltung und Kontrolle von Sexualitäten nicht mehr in der Sprache des Verbotes sondern des Gebotes erfolgten und auch nicht mehr in dem Maße durch Tradition, Norm und dazugehörige Institutionen, sondern stärker durch informelle Regelungen in Beziehungen, Familien und sozialen Netzwerken (Milieus, Subkulturen etc.) geregelt sind. Dem versuchen diese Ansätze gerecht zu werden.

Es stehen daher nicht mehr *Sexualtechniken* im Vordergrund, sondern die jeweiligen

Beziehungsformen sowie der Einfluss des sozialen Kontextes bzw. sozialer Netzwerke beim Zustandekommen dieser Beziehungen. Diese Beziehungen wiederum werden nicht als Ergebnis einer Partnerwahl angesehen, sondern lassen sich angemessener als „differential association“ (Laumann 1994: 266) beschreiben, da die Partnerwahl weitgehend durch soziale Homogamie gekennzeichnet, d.h. auf den sozialen Nahbereich eingegrenzt und damit vorentschieden ist.

Beschreibt man sexuelles Verhalten als ein derart sozial segregiertes Marktgeschehen, dann richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, wie soziale Akteure, ausgestattet mit spezifischen und zumeist begrenzten Ressourcen, bestimmte Ziele zu erreichen versuchen. Die für das Handeln notwendigen Ressourcen umfassen Zeit, Geld, emotionale und physische Energien sowie Merkmale persönlicher Attraktivität, Prestige und Status. Dem Marktkonzept entnommen ist ebenfalls die Idee des einsetzbaren Humankapitals, z.B. Gesundheit und gutes Aussehen sowie die Kenntnis der nötigen Interaktionsstrategien und basalen Spielregeln.

Im Wesentlichen lassen sich vier mögliche Ziele für das Verhalten auf diesem Markt formulieren: sexuelle Lust bzw. sexuelles Vergnügen, emotionale Befriedigung in einer intimen Beziehung bzw. Bindung, der Wunsch nach Kindern, soziales Ansehen im jeweiligen relevanten Umfeld.

Das Marktmodell impliziert zugleich, dass der Einzelne mit anderen Akteuren konkurriert, ob er will oder nicht. Potentielle Partner werden durch eine „feste“ Beziehung oder eine Heirat zumindest vorübergehend vom Markt genommen. Für die Aufrechterhaltung dieser Partnerschaft bedarf es ebenfalls wieder der Investition von Ressourcen; und das Ausmaß der geleisteten Investitionen spielt eine wichtige Rolle bei der Frage, ob eine Beziehung beendet wird und in welcher Relation dies zu den notwendigen Investitionen bei einer eventuellen Rückkehr auf den Markt stehen würde. Die geleisteten Investitionen lassen sich messen am Grad der Institutionalisierung einer Beziehung: Handelt es sich um eine einmalige Begegnung, um eine kurzfristige Beziehung, um eine längerfristige Beziehung

mit gemeinsamer Wohnung, um eine Ehe, gegebenenfalls mit gemeinsamen Kindern?

Entscheidungen in und für Beziehungen werden meist unter einem hohen Unsicherheitsfaktor gefällt, da die Informationslage begrenzt ist und zukünftige Entwicklungen nur eingeschränkt überblickt werden können. Hier spielt die Risikobereitschaft der Akteure eine Rolle, z.B. gegenüber Aids. Wesentlicher ist aber sicherlich der Umgang mit biographischen Ereignissen, z.B. dem Risiko einer ungeplanten Schwangerschaft und der Bereitschaft, die nun entstandene familiäre Beziehung einzugehen, oder eben trotz des üblicherweise institutionalisierenden Effekts von Kindern auch wieder kurzfristig zu verlassen.

Spiele soziale Netzwerke schon bei der Frage, ob eine Beziehung überhaupt zustande kommt, eine große Rolle, so steigt die Wichtigkeit von Freunden, Familie und Arbeitskollegen noch weiter, sobald die Beziehung eine gewisse Dauer haben soll. Dies gilt auch für andere soziale Instanzen, die mit Fragen der Beziehung, des Zusammenlebens, der Fortpflanzung zu tun haben, z.B. Vereine, Hausbesitzer, Beratungsstellen, Steuerbehörden oder auch sexualpolitische Lobbies, mit denen sich der Einzelne eventuell verbunden fühlt oder die sich ihrerseits dazu berufen sehen, sich einzumischen. In diesem dichten Netz von Einflussnahmen eingewoben, wird die Art des sexuellen Kontaktes innerhalb wie außerhalb dieser Beziehung ausgehandelt. Zwar ist für eine sexuelle Beziehung ein Mindestmaß an sozialer Abkapselung notwendig, die sich zu besonderen Zeiten, z.B. der ersten Verliebtheit oder der Belastung durch ein Kleinkind, radikalieren kann. Doch die soziale Kompatibilität der verschiedenen Welten, die in eine sexuelle Beziehung eingebracht werden, wird über ihre Dauer wesentlich mitentscheiden.

6. Permissivität, Abweichung und ordnungspolitischer Diskurs

Mit der zunehmenden Permissivität in Einstellung und Verhalten hat sich auch der Umgang mit sexuellen Übertretungen verändert. Die Grenzziehungen zwischen „normal“ und

„pervers“ werden als Setzungen auf einem Kontinuum von möglichen Verhaltensweisen sichtbar. Die Massenmedien präsentieren dieses Kontinuum nicht nur, sondern geben den Akteuren selbst, Sadisten und Masochisten, Prostituierten, Dominas, Strichern, Pornostars usw. die Möglichkeit, sich als „Normale“ mit einer absonderlichen Freizeitbeschäftigung oder als legitime Dienstleistung darzustellen, deren Inhalt zwar ungewöhnlich sein mag, deren Vollzug aber durchaus den allgemeinen Regeln einer konsumorientierten Marktgemeinschaft entspricht. Das Vokabular der Normalität und die Forderung nach Gleichberechtigung wird genutzt, um Legitimität, wenn schon nicht im Zentrum der Gesellschaft, dann wenigstens an ihrer Peripherie einzufordern. Die sexuelle Vergnügungsindustrie macht Jahresumsätze in Milliardenhöhe (König 1990: 311ff.), die Übergänge zur legitimen Kultur sind ebenso fließend wie die zur kriminellen Grauzone. Hatten pornographische Produkte noch bis in die 70er Jahre hinein einen Beigeschmack von Aufstand gegen eine repressive Sexualmoral, so sind sie inzwischen zum Konsumgut geworden wie anderes auch.

Ähnlich ausdifferenziert ist auch die Prostitution als „ältestes Gewerbe der Welt“, das zwischen Bordell und Eros-Center, den Privatwohnungen von „Edelnuten“ und dem Auto- und Straßenstrich angesiedelt ist. Die Zahl der weiblichen Prostituierten in der alten Bundesrepublik wird auf 100.000 bis 400.000 geschätzt, die Zahl der täglichen Freier bis zu 1 Million (Dunde 1992: 198). Durch die Wiedervereinigung und die damit verbundene Öffnung des Marktes und Erweiterung des Rekrutierungsfeldes für Prostituierte nach Osten dürften sich diese Zahlen weiter erhöht haben. Zwar steht die Prostitution weiterhin am Rande der Gesellschaft, doch erscheint ihre berufrechtliche Anerkennung nur eine Frage der Zeit, zumal die Einkünfte schon besteuert werden. Die Wirkung dieser sozialen und rechtlichen Normalisierung der Prostitution ist zwiespältig. Einerseits wird dadurch die häufig schwierige Lebenssituation ebenso wie die Ausstiegsmöglichkeiten der betroffenen Frauen verbessert, andererseits die weitere Ausdifferenzierung gefördert.

Dieser Strukturwandel von *Prostitution* und *Pornographie* als den „traditionellen“ Institutionen einer geregelten Abweichung, die sich der Regeln einer Konsumgesellschaft bedienten, schlägt nun im sexual- und ordnungspolitischen Diskurs auf diese Gesellschaft zurück. Während die früheren Gegner der Liberalisierung, z.B. Kirche und konservative Moralunternehmer, weitgehend verstummt sind, waren es Teile der feministischen Bewegung, die diese Entwicklung als Prostituierte und Pornographisierung der Gesellschaft anklagten. In ihren radikalen Varianten griffen sie dabei, z.B. in der PorNo-Kampagne, auf ein Argumentationsmuster zurück, das einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Phantasieprodukten der Pornindustrie und gesellschaftlicher Realitäten behauptete mit dem Motto: „Pornographie ist die Theorie, Vergewaltigung ist die Praxis“. Dadurch geriet der im Befreiungsdiskurs an die Seite gedrückte Zusammenhang zwischen Sexualität und Gewalt wieder in die Diskussion, und zwar als Gewalt von Männern gegenüber Frauen und Kindern.

Im Gegensatz zur medialen Trivialisierung des Sexuellen ist dieses Thema jedoch zur Zeit hochgradig emotionalisiert. Auch der Umgang mit empirischem Material vermag kaum zur Versachlichung beizutragen, zu sehr ist er ein Bestandteil des Konflikts. Es vermischen sich hier der Wandel von Sexualnormen, individueller „Geständnisbereitschaft“ und allgemeinen Toleranzen, Anzeigeverhalten und Rechtspraxis mit sexualpolitischen Strategien und Skandalisierungskampagnen zu einer schwer durchdringbaren Grauzone. Dem steht die Tabuisierung des Problems gegenüber, vor allem wenn es im familiären Nahbereich angesiedelt ist, ebenso wie die problematische Behandlung der Opfer von sexueller Gewalt durch Polizei, Gericht und Medien. Die gegenüber Tat wie Täter häufig ebenso problematischen feministischen oder sexualpolitischen Skandalisierungsstrategien werden dadurch verständlich, dass erst durch sie bestimmte Problemlagen in die öffentliche Diskussion gerückt worden sind. Ihre Doppelbödigkeit zeigt sich im populären Bereich in einem fließenden Übergang zur Skandalpresse

und damit zu eben dem angegriffenen Phänomen der Erotisierung von Gewalt. Bei der Beschäftigung mit der Problemlage stellt dies einen vor die Aufgabe, weder die Augen zu verschließen, noch sich von den beteiligten Moralunternehmer/innen den Blick vernebeln zu lassen.

In der BRD wurden laut der polizeilichen Kriminalstatistik von 1998 insgesamt etwas über 7900 Vergewaltigungen und sexuelle Nötigungen zur Anzeige gebracht. Annahmen zur Dunkelziffer reichen von 1:3 bis 1:10. Aufgeklärt werden davon etwa drei Viertel der Fälle, verurteilt weniger als die Hälfte. Die meisten Opfer sind Mädchen und Frauen zwischen 15 und 25 Jahren, die Täter sind Männer schwerpunktmäßig zwischen 18 und 30 Jahren. Die erhobenen Zahlen sind seit den 70er Jahren relativ konstant geblieben, während die Kriminalitätsangst generell zugenommen hat. Die entscheidenden Veränderungen liegen im Umgang mit der Dunkelziffer und in der Frage, welches Verhalten wie definiert wird. Hier fällt z.B. die wahrscheinlich um ein Mehrfaches größere Zahl an ehelichen Vergewaltigungen ins Gewicht, die bis 1997 nicht strafbar waren. Noch problematischer wird der Umgang mit Zahlen bei der Frage des sexuellen Missbrauchs von Kindern. Die 1991 polizeilich bekannt gewordene Zahl von 20.000 Fällen (Brockhaus/Kolshorn 1993: 47) kann über Dunkelzifferannahmen auf 300.000 bis 1.000.000 hochgerechnet werden (Baurmann 1991). Je nach sexualpolitischer Strategie werden eine Vielzahl von sexuellen Handlungen als „Missbrauch“ tituliert, der mit Gewalt vollzogene Koitus ebenso wie eine exhibitionistische Handlung.

Trotz dieser politischen Funktionalisierung von Zahlen wird dadurch sexuelle bzw. sexualisierte Gewalt von Männern gegenüber Frauen und Kindern als strukturelles Merkmal des Geschlechterverhältnisses sichtbar und zum zentralen Thema der ordnungspolitischen Diskussion. Damit scheint der öffentliche Diskurs über Sexualität einen Punkt erreicht zu haben, an dem die Forderungen nach Legitimität der Abweichung und ihrer Gleichberechtigung sowie des Schutzes der sexuellen Selbstbestimmung in Widerspruch geraten.

Der konsum- und freizeitorientierte Diskurs der *Permissivität*, der eine von allen aggressiven und überschreitenden Anteilen gereinigte „gesunde“ Sexualität zum legitimen kulturellen Leitbild zu erheben versucht, wird in einem Gegendiskurs kontrastiert und latent unterfüttert durch die Verbindung von Sexualität mit Gewalt und Tod. Sexualisierte Gewalt auf der einen Seite und die in den Forschungen der *Sexualwissenschaft* konstatierte zunehmende sexuelle Lustlosigkeit der sozialen Akteure (Schmidt 1993) auf der anderen Seite verdeutlichen, dass die Bedürfnisproduktion in einer Gesellschaft wie der Bundesrepublik zumindest im Bereich des Sexuellen an eine Grenze gekommen zu sein scheint. Ob sich einer der vielen Versuche, diese Gegensätze in eine Richtung hin aufzulösen, durchsetzen wird, um diese Grenzen neu zu definieren, bleibt eine offene Frage.

Literatur

- Ariès, Philippe u.a.: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt a. M. 1984
- Baurmann, Michael C.: Männergewalt. Erscheinungsformen und Dimensionen von Gewalt gegen Frauen und Mädchen, in: Vorgänge H.6, Jg. 26, 1987, S. 50-60

- Baurmann, Michael C.: Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung, in: Schuh, Jörg/ Martin Killias (Hg.): Sexualdelinquenz, Zürich 1991, S. 77-110
- Brockhaus, Ulrike/Maren Kolshorn: Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen. Mythen, Fakten, Theorien, Frankfurt a.M. 1993
- Clement, Ulrich: Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981, Stuttgart 1986
- Dunde, Siegfried Rudolf (Hg.): Handbuch Sexualität, Weinheim 1992
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde., Basel 1939
- Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1977
- Hohmann, Joachim S. (Hg.): Sexuologie in der DDR, Berlin 1991
- König, Oliver: Nacktheit. Soziale Normierung und Moral, Opladen 1990
- Laumann, Edward O./John H. Gagnon/Robert F. Michael/Stuart Michaels: The Social Organisation of Sexuality. Sexual Practices in the United States, Chicago/London 1994
- Lautmann, Rüdiger: Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten, Frankfurt a.M. 1984
- Lautmann, Rüdiger: Konstruktionismus und Sexualwissenschaft, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 5, 1992, S. 219-244
- Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität, Hamburg 1955
- Schmidt, Gunter: Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Stuttgart 1993

Oliver König

Soziale Arbeit

1. Definition und Funktion

Unter dem Sammelbegriff Soziale Arbeit werden eine Vielzahl von Maßnahmen, Diensten und Einrichtungen der *Sozialarbeit* und *Sozialpädagogik* verstanden. Soziale Arbeit ist ein Instrument moderner Gesellschaften, um Problem- und Mangellagen von Personen auszugleichen, die weder durch den Markt und private Unternehmungen noch im informellen Bereich der Familien, Nachbarschaften oder

ähnlichen privaten Formen ausgeglichen werden. Der Versuch des Ausgleichs solcher Problem- und Mangellagen obliegt in der Bundesrepublik Deutschland dem Staat und dem sogenannten Dritten Sektor, den freien Trägern der *Wohlfahrtspflege*, so dass mit der Rede über Soziale Arbeit das sozialarbeiterische und sozialpädagogische Handeln dieser beiden gesellschaftlichen Bereiche gemeint ist. Die gesellschaftliche Funktion Sozialer Arbeit wird im Allgemeinen in der *Sozialintegration*